

Die Bevölkerung sank von 40,000 Einwohnern, welche Aachen (nach Loersch) im XIV. Jahrhundert gezählt hat, auf 25,000; die Betriebsamkeit beruhte nur auf Schein. Da noch jährlich neue Fabrikanten sich daselbst niederliessen, schmeichelte man sich, dass die Vortheile, welche sich ihnen hier darboten, nirgends überwogen würden, und bedachte nicht, dass die einzige Aufmunterung lediglich in der Menge von leer stehenden Häusern bestand, die man zu billigen Preisen miethen konnte. Da auch eine Anzahl von Badegästen die Stadt besuchte, so liess man sich durch den beschleunigten Geldumlauf und Waarenabsatz, durch die Lustbarkeiten und das Spiel zum Glauben an wirklichen Wohlstand verleiten. Aber die Folgen der total verfehlten Verwaltung waren auch dem blödesten Auge sichtbar: die Strassen wimmelten von Bettlern und die Sittenverderbniss war allgemein. Wie konnte auch beim gemeinen Manne sich eine Spur von Rechtschaffenheit und soliden Grundsätzen erhalten, wenn er das Beispiel der schändlichsten Verschleuderung öffentlicher Gelder ungeahndet vor Augen hatte? Seine Kinder wurden Wolldiebe, Müssiggänger und Lottospieler, folglich bald die verderblichste Gattung von Bettlern; denn rohe Menschen sind leichter der Tugend zuzuführen als gefallene.

Das sind die Zustände am Ende des achtzehnten Jahrhunderts; sie sind die Grundlage des Aachener Proletariates und seines angeerbten Elends!

II. Die Haus- und die Fabrikindustrie.

Eine ganz abweichende Entwicklung hatte die Industrie in den Nachbarorten genommen. Dort herrschte von Anfang an die hausindustrielle Betriebsform; es kannten die Einwanderer keine andere Beschränkung als das Maass ihrer Kräfte und den Umfang ihres Vermögens, sie durften Arbeiter beschäftigen, welche und wieviel sie wollten; Zunftschranken gab es nicht, und unternehmende Köpfe hatten freien Spielraum. Kaufleute mit mehr Capital theilten auch grössere Mengen Wolle und Garne zum Spinnen und Weben aus, machten die billigeren Arbeitskräfte der Bauern sich dienstbar und eroberten durch ihr wohlfeileres Produkt entferntere Absatzgebiete. So gab es am Ende des XVIII. Jahrhunderts schon Fabrikanten wie den Herrn von Clermont, welcher in Vaels, Aachen und Burtscheid allein 160 Weber beschäftigte, und auf dessen Palast die stolze Inschrift prangte: spero invidiam.

Auch in Aachen machte sich das Bedürfniss einer Umgestaltung des handwerksmässigen Betriebes mit aller Macht geltend, und die alte Gesellschaftsordnung vermochte den Entwicklungsprocess nur aufzuhalten, nicht zu verhindern.

Vor allem handelte es sich um die Appretur, den entscheidendsten Vorgang bei der Fabrikation, weil durch dieselbe das Aussehen der Waare bestimmt wird. Die Weber- und die Tuchschererzunft waren getrennt; wollten die Webermeister nach eigenem Gefallen oder gemäss den ihnen gewordenen Bestellungen scheren lassen, so durften sie solches ohne Erlangung des Meisterrechts nicht thun. Sie liessen also ihre Söhne bei zünftigen Meistern als Lehrlinge einschreiben, erkaufte ihnen nach vollbrachter Lehrzeit und bestandener Prüfung das Zunftrecht, richteten alsdann eine Werkstätte auf und besetzten dieselbe mit soviel Gesellen, als zur Bestreitung ihrer Fabrik nöthig waren. Ermöglicht wurde ihnen das durch das Reichsgesetz vom Jahre 1731, wodurch die Beschränkung der Knechtezahl beim Handwerk als schädlicher Missbrauch aufgehoben war. Das machten sich nicht allein die Kaufleute zu Nutz, sondern auch die Weber- und die Färbermeister aller Art. Die kleinen Leute sahen sich durch diese anwachsenden Kapitalisten bedroht und wollten es nicht dulden; hieraus ergaben sich die heftigsten Händel. Doch Kaiser Franz drang unter dem 4. August 1764 strenge auf die Durchführung des Gesetzes, und der Rath versuchte schon früher einzulenken, indem er unter dem 21. Mai 1762 die zulässige Knechtezahl auf vier erweiterte. Indess das fruchtete nichts; eine Reihe von Processen entstand, und das Resultat war auch hier, dass die Fabrikanten ihre Werkstätten mit so viel Gesellen zu besetzen strebten, als ihre eigene Arbeit erforderte¹⁾.

Mit der französischen Herrschaft fielen alle rechtlichen Schranken, und die lang zurückgehaltene, verspätete Entwicklung ging mit Riesenschritten vor sich. Intelligenz und Capital strömten in die Stadt; geräumige Häuser und Plätze standen dort leer; Arbeitskräfte waren in Fülle vorhanden; das Spinnen durfte man zu billigem Lohne auf dem Lande besorgen lassen und der Absatz im weiten französischen Reiche war ungemein gewinnbringend, zumal Napoleon seine volle Huld der Stadt zuwandte, welche der Lieblingsaufenthalt seines Vorbildes, des ersten fränkischen Kaisers, gewesen war. Die technischen Verbesserungen waren ausserordentliche: seit 1793 wurde Kasimir von bewunderungswürdiger Feinheit, seit 1798 Kalmuk, Coating und Kreuzwerk für Frankreich, seit 1802 Woolcoats für Paris, auch Bombasin aus Baumwolle verfertigt; meist waren es im Stück gefärbte Tücher. Im Jahre 1784 wurde der Werth der Aachener Wollwaaren auf $5\frac{1}{2}$,²⁾ im Jahre 1806 schon auf 9 Mill. Frcs., die Zahl der Wollarbeiter auf 3000 und deren Angehörige auf 6000 geschätzt.

¹⁾ Manuscript des II. Bandes von Meyer: Aachen'sche Geschichten, Bruchstück im Stadtarchiv.

²⁾ (de Barjolles:) Lettres sur la ville et les eaux d'Aix-la-Chapelle 1784.

Was hat aber die Fortdauer des handwerksmässigen Betriebes so ganz unmöglich gemacht? Die Organisation desselben war die von gleichstehenden Kleinmeistern, zu gemeinsamem Wirken in einer Zunft zusammengefasst. Unter stabilen, einfachen Verhältnissen mit geringen Anforderungen an Technik, Capital und kaufmännischen Vertrieb vermochte dieser Organismus wohl zu functioniren und den Meistern, wie es im XIV. Jahrhundert geschehen war, Wohlstand und Behagen zu sichern. Indess die Anforderungen an die Kaufleute wie an die Meister stiegen, die Konkurrenz erwachte in allen Ländern, die Preise wurden gedrückt, mannigfaltigere Stoffe gefordert, der Welthandel bildete sich aus, und eine Beweglichkeit in Handel und Fabrikation wurde nothwendig. Die frühere Abhängigkeit der Käufer von der Art der Tücher war vorbei; jetzt mussten die Meister sich den erhaltenen Bestellungen fügen; sie konnten dieselben nicht mehr an den Messischen abwarten, sondern mussten sie aufsuchen und ihre Waaren zum Verkaufe anbieten. Diese Beweglichkeit hätte sich vielleicht auch bei der Zunftverfassung erzielen lassen können; aber da hätte diese eine andere werden müssen, als sie war, da hätten die alten Meister ihr Heil nicht in der Bewahrung überlebter Formen sehen, sondern ihre Innung im Sinne einer Grosshandel treibenden Gesellschaft reformiren müssen. Dazu fehlten aber die Einsicht wie die Initiative; auch wäre der Erfolg ein zweifelhafter gewesen. Die Betriebsform des Erwerbes musste also eine andere werden, und was war da natürlicher, als dass zur Erzielung der Beweglichkeit in Fabrikation und Handel die Leitung in die Hände derjenigen fiel, welche diese Beweglichkeit am meisten darstellten, nämlich der Kaufleute?

Der Kaufmanns- oder Verlegerstand ging aus mehreren Berufen hervor; theils waren es die Woll- und Tuchhändler, theils die grösseren Webermeister, aus denen er sich bildete. Alles was intelligent und unternehmend war, was Capital besass und Ersparnisse machte, entzog sich der ausführenden materiellen Arbeit und liess andere für sich schaffen, indem es die Direktion derselben übernahm. Der Kaufmann tritt von nun an in den Vordergrund, und sein Comptoir wird zum Centrum der Produktion. Er erspäht die Bedürfnisse des Marktes, erkundet die vortheilhaftesten Absatzorte, beschafft zum billigsten Preise im Grosskauf den Rohstoff, lässt ihn nach seinen Angaben verarbeiten, dirigirt jedes Halbfabrikat aus der Wohnung des Theilarbeiters wieder in sein Comptoir zurück, prüft selbst die Güte und vertreibt die fertige Waare in weiter Ferne. In dem Kaufmann fliessen sämmtliche Functionen der früheren Woll- und Tuchhändler, der Meister als Leiter der Technik und der Zunftvorsteher als Aufseher über den Productionsprocess und die Güte der Waaren zusammen. Jetzt

gelten keine Reglements mehr über die Vornahme der einzelnen Arbeitsverrichtungen und keine Siegelungen der fertigen Waaren; ihre Reglements über die Art der Tücher erhalten die Kaufleute von den Bedürfnissen der Konsumenten; die technischen Vorschriften ertheilen sie selbst, ebenso wie sie die Qualität der Waare selbst controliren; die Bussen für die Nichtbefolgung der Angaben fliessen nicht mehr in die Kasse der Zunft, sondern in die des Fabrikanten; nicht mehr die Stadt oder Zunft, sondern die einzelne kaufmännische Firma ist es, welche unter eigenem Zeichen sich den Markt erobert. Beim Kaufmann sind jetzt alle Betriebscapitalien der Woll- und Tuchhändler und Meister für die Beschaffung der Rohstoffe, das Halten eines passenden Waarenlagers und die Zahlung der Arbeitslöhne vereinigt, ebenfalls aber auch derjenige Theil des Anlagecapitals, welcher wie die Wollküchen, Walkmühlen und Lagerhäuser früher Eigenthum der Stadt oder Zunft gewesen war; diese Gebäude werden der öffentlichen Benutzung entzogen und treten ins Privateigenthum der Unternehmer.

Die Physiognomie des Arbeiterstandes blieb äusserlich fast unverändert. Es waren in den eigenen Wohnungen mit eigenen Werkzeugen dieselben Spinner, Weber und Färber; aber es waren nicht nur die Spinner, Färber und Walker, sondern auch sämtliche Webermeister zu Stücklohnarbeitern herabgedrückt, der selbständige Handwerkerstand und damit die breite solide Mittelschicht der bürgerlichen Gesellschaft vernichtet. Es gab nur wenige Arbeitgeber und zahlreiche zerstreute Lohnarbeiter, ohne Verbindung, ohne Zusammenhalt, nunmehr ohne gesetzlichen Schutz bei der Festsetzung ihrer Arbeitsbedingungen, preisgegeben allen Anforderungen der mächtigen unbekanntenen Kaufleute. In der Regel verkehrten diese nicht direct mit den einzelnen Arbeitern; die Vermittlung übernahmen Meister, welche bis zu 30—40 Gesellen in- und ausserhalb ihrer Wohnung beschäftigten, die Aufträge und die Garantie für deren Ausführung übernahmen und dafür einen bestimmten Antheil am Lohn oder ein Fixum pro Elle bezogen. Für jede Verrichtung gab es solche Weber-, Walker-, Scherer-„Basen“ (Herren); „die beiden Hartmänner“ sind die letzten dieser Wollbasen, denen die meisten Aachener Fabrikantenfamilien entstammen.

Die selbständigen Handwerksmeister hatten in früherer Zeit auch die Noth gefühlt; aber sie kannten den Grund derselben und vermochten ihren einfachen Stapelartikel ruhig auf Lager zu arbeiten. Anders bei den Kaufleuten. Deren Vermögen bestand hauptsächlich im Betriebscapital, welches in Rohstoffen, Arbeitslöhnen und Waarenlager aufging; sie hatten keinerlei Interesse daran, die Arbeiter zu unterhalten und ihr Capital zinslos liegen zu lassen; ausserdem waren sie nicht

einmal sicher, ihre Waare verkäuflich zu erhalten, da der Absatz wechselnd geworden war und jeder neu eroberte Markt ein schwankendes Moment mehr in die Fabrikation hineinrug. Daher fanden sofortige Entlassungen und Lohnreduktionen statt. Schon am 7. September 1807 klagt ein Verwaltungsbericht: „weil Aachen eine Fabrik- und Gewerbestadt ist, finden sich so viele Arme, welche unterstützt werden müssen; der Fabrikant zieht von aussen zur Arbeit geeignete Menschen heran und entlässt sie, wenn sie altersschwach werden und nicht mehr arbeiten können.“

Die Ausbildung des hausindustriellen Betriebes, wie derselbe in Eupen, Vaels und Montjoie von Anfang an bestand, nahm in Aachen etwa im XVIII. Jahrhundert ihren Anfang und wurde durch die französische Gesetzgebung mit ihrer Religions- und Gewerbefreiheit und durch die günstigen Absatzverhältnisse ganz ungemein beschleunigt. Trotzdem empfanden die Arbeiter den Verlust ihrer Selbständigkeit nicht so schmerzlich, da derselbe in Folge der andauernd günstigen Konjunktur durch erhöhtes Wohlergehen ausgeglichen wurde. Um so empfindlicher wirkte das Aufhören der französischen Herrschaft. Der alte Markt ging verloren, ein neuer war so leicht nicht zu finden; einzelne Staaten waren ganz abgesperrt, andere mit hohen Zöllen umgeben; überall hatten sich die ausländischen Fabriken selbst verbessert; jenseit der Elbe war ein Zoll von $8\frac{1}{3}\%$ zu entrichten, und diesseit des Flusses lag der Markt der ausländischen Einfuhr offen. Viele kleine Fabrikanten gaben die Produktion ganz auf, grössere beschränkten die ihrige; zahllose Arbeiter gingen brotlos. Aehnlich beschäftigte die Messingindustrie kaum ein Drittel ihrer 130—140 Oefen, welche zur französischen Zeit an 4 Mill. Pfd. producirt hatten. Eine solche Massenarmuth wie damals hatte man in Aachen noch nicht kennen gelernt. Wie sollte man den Arbeitslustigen, aber Arbeitslosen helfen? Da schufen wohlwollende Männer aus den unerheblichen Vorschüssen der privaten Theilnehmer eine Arbeitsanstalt, deren Arbeiterzahl jedoch sehr bald aus Mangel an Mitteln von 80 auf 30 zusammenschmolz, bis im Jahre 1823 die Armenverwaltung dieselbe übernahm. Es waren damals in der Nadelfabrik der Anstalt 24, in der Leinen- und Wollenfabrik 95 und in der Nagelfabrik 12 Arbeiter beschäftigt; diese Anzahl erscheint nicht so gering, wenn man bedenkt, dass die Arbeiter zum grossen Theile als rohe, unbeholfene Menschen nach und nach eingeübt werden mussten. So gewährte die Anstalt sowohl Beschäftigung einer Anzahl arbeitsloser Menschen als auch Unterricht in mehreren Handarbeiten. Die Einbussen waren jedoch so gross, dass 1829 der Geschäftsbetrieb bis auf die Nagelfabrik eingestellt wurde, welche letztere mit nicht un-

beträchtlichem Gewinne bis zum Jahre 1857 fortbetrieben wurde¹⁾.

Die schlimme Lage der Industrie wurde Veranlassung zu weitgehenden Verbesserungen der Technik; auch die Regierung suchte durch Veranstaltung von Ausstellungen und Verschenkung von Tuchscher- und Waschmaschinen das Ihrige dazu beizutragen. Vor allem war es das Appreturverfahren und die Spinnerei, an welche sich die Einführung von Rauh- und Scher-, wie von Vorspinnmaschinen und damit der Beginn des Fabrikbetriebes knüpfte. Schon früh, im vorigen Jahrhundert, hatten die Tuchmacher das Hauptgewicht auf die Appretur gelegt, welche das schliessliche Aussehen der Stoffe bestimmt, und sich daher eigene Werkstätten errichtet; erst viel später erhoben sich an den Wasserläufen der Roër bei Montjoie und Düren, der Wester und Hill bei Eupen Spinnmühlen, die in Aachen und Burtscheid aus Mangel an anderen Triebkräften durch Dampf in Bewegung gesetzt wurden. Eupen war in Folge seiner Nachbarschaft mit Verviers, wo der berühmte Maschinenbauer Cockerell die Spinnmaschinen herstellte, schon früher zu deren Anwendung gekommen; in Aachen wurde die erste im Jahre 1821 aufgestellt und fand dann rasch zahlreiche Nachfolger, als Cockerell selbst dahin übersiedelte. Im Jahre 1833 zählte man in Aachen und Burtscheid bereits 180 Assortimente, wovon 150 in steter Thätigkeit waren. Diese Spinnmühlen spannen gewöhnlich für die Bedürfnisse der eigenen Weberei, oft aber auch gegen Lohn für andere Fabrikanten. In den 1840er Jahren wurde die Mulejenny eingeführt, und die Spinnerei des Aachener Bezirks erhob sich während zweier Jahrzehnte zu voller Konkurrenzfähigkeit sogar England gegenüber. In den 1860er Jahren kamen die Selfactors auf, die in den Tuchfabriken sehr verbreitet sind, da sie dort hochfeine Wollen, welche weniger leicht reissen, regelmässig zu eigenem Bedarfe verspinnen; für die Streichgarnspinnerei erweist sich jedoch die Anwendung von Mulejennys vorthafter, da die Selfactors nur durch eine Massenproduction ausgenutzt werden könnten, welche in Aachen fehlt, und weil die Erfordernisse so mannigfaltig sind, dass eine häufige völlige Reinigung der Maschinen nothwendig sein würde. Neben 63,694 Selfactor- giebt es 329,123 Handmule-Feinspindeln im Regierungsbezirk.

Eigentliche Tuchfabriken, welche wie die heutigen den fertigen Stoff vom Garn an in ihren Räumen hergestellt hätten, gab es im Anfange unseres Jahrhunderts nicht; das Etablissement von Bernhard Scheibler in Montjoie, welches bereits im

¹⁾ Der Regierungsbezirk Aachen in seinen admin. Verhältnissen 1816 bis 22. Amtlich 1823. — Historische Darstellung des Armenwesens der Stadt Aachen 1870, S. 23.

Jahre 1808 sämmtliche Verrichtungen in sich vereinigte, war ein Unicum; in den 1820er Jahren hatten nur drei Fabrikanten eine eigene Färberei. Das war noch die Zeit der reinen Hausindustrie. Seitdem wurde aber eine Arbeit nach der andern in die Fabriken gezogen; am längsten hielt sich noch die Weberei ausserhalb derselben. Da aber hierbei vielfach Wolle und Garn gestohlen wurden, auch die Fabrikanten den Arbeitern, wenn sie dieselben in eigener Werkstätte beschäftigten, nur den Gesellenlohn, d. h. zwei Drittel des Meisterlohnes, zu zahlen brauchten, erbauten die reicheren sich geräumige Säle und vereinigten ihre Weber in denselben. Seit den 1850er Jahren begann dann die Handweberei allmählich und vorzüglich in den glatten Stoffen von der mechanischen verdrängt zu werden; sie hat sich jedoch innerhalb der Fabriken für die gemusterten Stoffe erhalten, und die Gewerbezahl vom 1. December 1875 ergab im Regierungsbezirk neben 1856 Kraftstühlen noch 2910 Handstühle ohne, und 2420 Handstühle mit Jacquard. Die Tuchweberei ist also in der Hauptsache eine Manufactur, zum Theil sogar noch eine Hausindustrie; denn am 1. December 1877 zählte man neben 9,684 Fabrikarbeitern noch 1934 hausindustrielle, welche namentlich nach Vaels, Eupen und Imgenbruch hin wohnen; im Kreise Eupen machen letztere gar ein Drittel aller Tucharbeiter aus, was darin seinen Grund hat, dass daseibst leichte Stoffe, sogen. Halb- und Kaisertücher, Stoffe für Orientalen, glatte oder wenig geköperte Stoffe gemacht werden, welche den harten Schlag des mechanischen Stuhles nicht vertragen.

Die Waaren genossen einen guten Ruf. Aachen lieferte glatte, schwarze, im Stück gefärbte Tücher und Kasimir, welcher in den 1820er Jahren erfolgreich mit dem englischen wetteiferte; Eupen war durch sein Schwarz berühmt; Düren hatte derbe solide Tücher; Montjoie machte damals unter anderen auch gemusterte Stoffe auf Jacquardstühlen. Dem entsprechend waren die Gespinnste sämmtlich Streichgarne und die Wolle, mit welcher Aachen nicht nur seinen Bezirk, sondern auch theilweise Verviers und die belgischen Städte versorgte, wurde aus Mähren, Schlesien, Böhmen und Spanien, vorzüglich aber aus Sachsen bezogen und je nach Erforderniss des Tuches sortirt und verwendet. Im Jahre 1833 wurden nach einer Schätzung der Handelskammer in Aachen und Burtscheid etwa 80,000 Stück Tuch zu einem Verkaufswerth von 4 Mill. Thalern fabricirt.

Die Führung der Handelsgeschäfte¹⁾ lag in der Hand der Kaufleute; war ja doch um ihretwillen der handwerksmässige

¹⁾ Nemnich: Handelstagebuch, Manuscript im Besitze des Herrn Stadtarchivar Kaentzeler. — Berichte der Handelskammer von Aachen und Burtscheid seit 1833, in den Acten.

Betrieb durch den hausindustriellen verdrängt worden. Sie besuchten in den 1820er Jahren die Frankfurter und drei oder vier von ihnen auch die Leipziger Messe. Die Tücher fanden ihren Hauptabsatz in Süddeutschland und der Schweiz, der Kasimir in Italien, Spanien, Holland, Schweiz und Deutschland; durch die Zolleinigung wurden die süddeutschen Märkte noch mehr erschlossen; dafür machten sich aber die sächsische Konkurrenz und die billigen Löhne der östlichen Provinzen empfindlich geltend. Im Allgemeinen lagen die Zollverhältnisse für die Tuchindustrie so ungünstig, dass der Absatz in Europa ungemein schwierig war; nur über das Meer blieb er offen; in den 1820er Jahren blühte der Handel in die Levante und Türkei, und es begannen die Kaufleute mit grosser Beharrlichkeit sich den amerikanischen Markt zu erkämpfen. Die dortige Krisis von 1826 und noch mehr die von 1837 bewiesen, welch' grossen Absatz Aachen bereits daselbst fand; letzteres Jahr hatte sogar eine Abnahme der Bevölkerung der Stadt zur Folge; in den vier folgenden Jahren stieg sie aber von 38,900 Einwohner auf 44,000 und seit dieser Zeit fangen die Verhältnisse an, sich günstig für die Industrie zu gestalten. Unter dem Schutze eines Transitzolls von einem Thaler pro Centner roher Wolle fuhr die Tuchindustrie fort, auf fremden Märkten jede Konkurrenz siegreich zu bestehen; die Moden- und leichten Wollenstoffe fanden 1841 ungeachtet des hohen Schutzzolls selbst in Belgien Absatz; einige Firmen fabricirten Drucktüche, welche den englischen gleichkamen. Diese günstigen Verhältnisse erhielten sich in den 1840er und 1850er Jahren, nur kurz unterbrochen durch die Jahre 1848, 1853 und 1857/58. Es blühte damals das Exportgeschäft nach Italien, Spanien und Portugal, in die Union; der Reichthum einer grossen Anzahl noch bestehender Firmen stammt aus jener Zeit.

Von besonderer Wichtigkeit war der Absatz in die Vereinigten Staaten¹⁾; dort wurden durch Jahrzehnte Stoffe getragen, welche den Ruhm Aachens und seiner Appretur ausmachten. Die Vermittlung übernahmen bedeutende amerikanische Commissionshäuser, welche in Aachen, Eupen und Verviers etablirt waren und die empfangenen Waaren prompt nach vierzehn Tagen bezahlten. Die Gewinne dieser Mittelspersonen und der Vorgang ihrer Konkurrenten in Lennep veranlassten die Aachener Firmen, nach und nach selbst in direkte Verbindung mit ihrem Absatzlande zu treten, und besonders die gutsituirten und leistungsfähigen Häuser waren es, welche durch

¹⁾ Bericht über die Industrieverhältnisse im Regierungsbezirk Aachen vom Regierungsrath Göschen, 31. Januar 1878, in den Acten. LXVII + 529 Folioseiten nebst zahlreichen Anlagen, Tabellen und Karten. Dieser Bericht gehört zu den eingehendsten und besten Werken über die Geschichte und Statistik der Industrie eines Regierungsbezirks.

Associés und Söhne der Principale lohnende Verbindungen mit der Union anknüpften, während andere Firmen aus Unbekanntheit mit den dortigen Marktverhältnissen oft nur Schaden davontrugen und genöthigt wurden, ihre Waaren unter dem Preise loszuschlagen. Wieder andere traten in ein dauerndes Verhältniss zu amerikanischen Häusern, welche gegen Antheil den Absatz besorgten; auch kam es vor, dass überseeische Grossisten die Fabrikanten in Aachen aufsuchten und direct bestellten. Die directen Geschäftsverbindungen mit der Union brachten den grossen Häusern ausserordentliche Gewinne; aus glaubwürdigster Quelle ist mir mitgetheilt worden, dass eine Aachener Firma damals Abschlüsse von 100,000, eine andere von 40 bis 80,000, ja sogar bis 86,000 und eine dritte von 60,000 Thalern jährlich erzielten; der Fabrikinspector erwähnt gleichfalls in einem seiner Berichte an die königliche Regierung, dass ein Haus in Mariaweiler drei Jahre hindurch 60,000 Thaler jährlich und ein Fabrikant in Aachen, der ohne Fonds begonnen, in einigen Jahren 250,000 Thaler verdient hätten. Nun wurden die Commissionshäuser in Aachen überflüssig, und da die kleinen Fabrikanten nicht so leicht Verbindungen mit den Commissionshäusern in Amerika anknüpfen konnten, verloren sie die Möglichkeit, das Exportgeschäft dahin zu betreiben. Die kleineren Firmen wurden vom Absatz nach den entfernteren Märkten ausgeschlossen und auf die leichter erreichbaren, namentlich auf das Inland, angewiesen. Durch Reisespesen und Auslagen aller Art erhöhten sich ihre Generalkosten, während die Exporthäuser mit directen Verbindungen ihr Comptoir fast ganz abschaffen konnten und damit die Generalkosten verringerten. Immer mehr befestigten die grossen Firmen ihre Geschäftsverbindungen mit dem Auslande und concentrirten den Export fast ganz in ihren Händen, während die kleineren Fabrikanten, auf das Inland und die umliegenden Märkte beschränkt, eine um so heftigere Concurrenz unter einander entfalteten. Dieser Verlust des Absatzes in die Vereinigten Staaten für die kleineren Firmen und die Entstehung grosser Actientuchfabriken daselbst bewirkten, dass das amerikanische Geschäft nach 1853 weniger lebhaft war.

Vernichtend für dasselbe wurde der Bürgerkrieg. Die Entwerthung des Papiergeldes war eine ausserordentliche (standen doch 100 Doll. Gold = 350 Doll. Papier), und nur wenige reiche Firmen waren in der Lage, ihre Forderungen daselbst in Rente stehen zu lassen; diese haben freilich durch deren gegenwärtigen Stand die erlittenen Verluste mehr als eingeholt. Zu den misslichen Geldverhältnissen trat dann noch der Umstand, dass die Kriegskosten schon aus finanziellen Gründen die Anregung zu höheren Zöllen gegeben und die Nothwendigkeit der Beschaffung von Militärtuchen zur Errichtung von Militärtuchfabriken geführt hatte, zum Theil durch Actiengesell-

schaften, welche hohe Dividenden zahlten. Diese durch ein vorübergehendes Bedürfniss geschaffenen Fabriken machten nach Beendigung des Krieges, geschützt durch den erhöhten Zolltarif, den Versuch, die besseren Artikel für den Friedensbedarf anzufertigen. Den meisten misslang das; sie gingen zum Theil in Folge des Mangels an geschickten Arbeitern zu Grunde, und die Etablissements gelangten in andere Hände, welche zum Theil wieder zu Grunde gingen, bis schliesslich die Fabrikbesitzer letzter Hand bei sehr reducirtem Anlagecapital doch prosperirten, da der Arbeiterstamm bestehen geblieben und durch herangezogene deutsche Meister und Arbeiter inzwischen ergänzt und ausgebildet war. So hatten die einmal bestehenden amerikanischen Tuchfabriken durch hohe Schutzzölle und durch Capitalverluste der Gründer und ersten Käufer sich in ihrem Dasein behauptet. Aehnlich die deutsche Eisenindustrie, welche in ihrer übermässigen Ausdehnung nur auf einem vorübergehenden Bedürfnisse beruhte, dann aber, einmal ins Leben gerufen, ihre Existenz durch Schutzzölle zu wahren strebt, um endlich nach Verlust des Actien Capitals den letzten Händen vielleicht wieder rentabel zu erscheinen. Nach einer dergleichen Amortisation ihres Anlagecapitals war schliesslich die amerikanische Tuchindustrie ausserordentlich lebensfähig; sie vermochte der fremden Concurrenz mit Erfolg zu begegnen und nur wenigen Ländern ist die Möglichkeit geblieben, doch noch mit Nutzen für die Vereinigten Staaten zu arbeiten; so in erster Linie England, welches über Canada einen grossen Schmuggel betreibt.

Während dergestalt die Aachener Industrie ihren besten Abnehmer verlor, verringerte sich der Absatz auch nach Italien, Spanien und Portugal, theils weil die Zölle daselbst erhöht wurden, unter deren Schutze die kleinen bestehenden Fabriken sich in grössere verwandelten, theils weil, wie in Italien, durch eine bessere Grenzbeaufsichtigung der früher grossartig betriebene Schmuggel unmöglich gemacht wurde. Immerhin blieb die Lage eine sehr gute. Frankreich gab lange Zeit allerdings die Mode an und verführte feine Stoffe ins Ausland, namentlich nach Deutschland; aber mit vier Fünfteln seiner Production deckte es doch nur den eigenen Bedarf. England leistete in feineren Stoffen wenig, während deutsche Firmen mit Erfolg französische Stoffe imitirten. Deutschland versorgte den Zollverein fast ganz allein; die Aachener Fabriken dominirten in den feineren Tüchern und hatten neben dem verbliebenen Absatz in Nordamerika, Italien und Spanien auch guten Export nach Russland und Südamerika. Nur mit Unrecht misst die Handelskammer den Handelsverträgen von 1862—65 die Hauptschuld am Rückgange bei; Deutschland behielt vielmehr seinen Export von 1865; derselbe wurde in Folge verstärkter Concurrenz nur weniger lohnend nach einigen Ländern, wie z. B.

nach Spanien, wohin Frankreich über Land billiger einschmuggeln konnte als Deutschland, welches zur See 5—6 Frcs. Schmuggelcommission mehr zahlen musste. —

Wie hat nun bei einer so ausserordentlich günstigen Entwicklung der Technik und der Absatzverhältnisse die Lage der Arbeiter sich gestaltet?

Die Handelskammer, nicht zu vergessen die officiële Interessenvertretung des Fabrikantenstandes, hat hierüber eine sehr trübe Ansicht; sie sagt nämlich auf Seite 7 ihres Jahresberichts für 1866: „Als die Zünfte aufgehoben wurden, war der Fabrikant der Haupterbe der Nachlassenschaft; ihm fiel fortan aller Gewinn ungeschmälert zu, den er bis dahin mit den Zunftgenossen hatte theilen müssen; auch die Konsumenten erhielten ihren Antheil, indem sie in Folge der eintretenden Konkurrenz entweder bessere oder wohlfeilere Waaren erstehen konnten. Nur der Arbeiter ging leer aus. Anstatt im Hause seines Meisters, auf gleichen Fuss mit der Familie gestellt, zu leben und durch die betreffende Korporation bis an das Ende seiner Tage vor Mangel sich geschützt zu wissen, ging er nunmehr in die Fabriken arbeiten und blieb nach erfolgter Arbeitsunfähigkeit seinem Schicksal schutzlos überlassen. Als Ersatz für die verlorene Selbständigkeit steht ihm bestenfalls das Armenhaus offen. . . . Die Lage, in welcher unsere Arbeiterbevölkerung fortwährend sich befindet, ist eine trostlose (S. 5)“. Sachkundige, geborene Aachener Fabrikanten sind es, welche dieses Urtheil unterschrieben haben, und dem Fremdling wird es natürlich schwer, die Richtigkeit desselben zu prüfen. Soviel scheint jedoch festzustehen, dass der Arbeiterstand in ungleich geringerem Maasse als der Fabrikantenstand an der erhöhten Productivität der Industrie theilgenommen hat.

Abgesehen von aller Vernichtung der handwerksmässigen Selbständigkeit, der Zerstörung des häuslichen Lebens, der schutzlosen Preisgebung an alle Wechselfälle der Krankheiten und Verunglückungen hat der Fabrikbetrieb den Webermeistern gegenüber mit der Reduction des Lohnes um ein Drittel debutirt. Wie bereits erwähnt, beschäftigten die Fabrikanten in ihren Räumen zuerst Gesellen auf Handstühlen zu zwei Dritteln des Meisterlohnes, und wenn die Meister in die Fabrik traten, mussten sie sich denselben Bedingungen unterwerfen; zwei Drittel des früheren Meisterlohnes waren also der Ausgangspunkt der Lohnberechnung in der Fabrik. Als nun der mechanische Betrieb allgemein wurde, die hausindustrielle Weberei aufhörte und doch nur ein geringer Theil der Meister Werkführer oder gar Fabrikanten werden konnte, da trat an sie die Nothwendigkeit immer dringender heran, in die Fabriken zu gehen und sich hinter den Kraftstuhl zu stellen. Hier stiessen sie aber auf einen bis dahin in der Tuchweberei unbekanntem Gegner: auf ihre Frau und ihre Tochter; diese hatten früher

den breiten Stuhl selbst mit der Schnellschütze nicht beherrschen können; auf dem Kraftstuhl war ihre Fingerfertigkeit für das Zusammenknüpfen der gebrochenen Fäden sehr gesucht. So kam es denn, dass in Folge des allmählichen Ueberganges von der Hausweberei zur Fabrikweberei auf Handstühlen und von diesen zu mechanischen durch die Konkurrenz anfangs von Gesellen und später von Frauen das Lohnniveau sich auf zwei Drittel des früheren hielt; das dritte Drittel steckte der Fabrikant als Verzinsung für seine Werkstätte und Stühle und als Lohn für seine Oberaufsicht in die Tasche, — gewiss ein überreicher Lohn. Als nun die alten Meister sahen, dass ihre Gesellen ihnen fort — und in die Fabrik gingen, wo sie einer geringeren Controle unterlagen, da setzten sie mehr Lehrlinge auf ihre Stühle, um durch deren geringen Lohn einen höheren Verdienst sich zu verschaffen, natürlich nur auf Kosten einer gleichmässigen, fehlerfreien Arbeit; bis auf den heutigen Tag ist, mit bedingt durch diesen Umstand, die Hausweberei die Pflanzschule für die Tuchweberei geblieben.

In benachbarten Fabrikbezirken, z. B. in Gladbach, nahmen die Lohnverhältnisse eine ganz andere Entwicklung. Dort wohnte kein einziger Weber in der Stadt; die plötzliche Einführung des mechanischen Betriebes zwang, fern vom Lande Arbeiter heranzulocken, und trieb die Löhne weit über die früheren hinaus. Der Unterschied besteht auch heute noch; in Grevenbroich muss man einem Fadenkinde in der Spinnerei schon von der ersten Woche an einen Tagelohn zahlen, da es sonst als Kuhmagd oder anderweit etwas verdienen würde, dagegen in Aachen mit seiner angesessenen Arbeiterbevölkerung erhält es in den ersten Wochen nichts.

Mit dem Aufhören des handwerksmässigen Betriebes wurde die Art des Einkommenbezuges beim Weber eine ganz andere; früher verkaufte er seine Waare um einen gewissen Preis, nun erhielt er für seine Arbeit einen gewissen Lohn. Der Lohn fiel unter die Betriebskosten des Kaufmanns und bildete neben den Auslagen für Rohstoffe und Waarenlager den bedeutendsten Theil desselben. Je tiefer es ihm gelang den Lohn zu drücken, desto mehr Arbeiter vermochte er zu beschäftigen und Wolle anzukaufen, desto mehr wurde er in Stand gesetzt, seinen Betrieb auszudehnen und den Gewinn zu vergrössern. Die Methoden der Lohnverkürzung waren vielerlei, vor allem kommen diejenigen in Betracht, welche den bereits verdienten Lohn zu schmälern suchten durch das Waarenzahlen, die Anwendung falschen Maasses und direkte Lohnabzüge¹⁾.

Das Trucksystem ist eine charakteristische Erscheinung der Hausindustrie. Die kleinen Kaufleute sind durch die Technik des Betriebes gezwungen, mehrere Hilfsstoffe, Materialien und

¹⁾ Königl. Regierung zu Aachen. Acta, Gewerbe und Handel 15, 4.

Werkzeuge zu halten; sie vereinigen dann damit auch ein Waarenlager von Victualien und Ellenwaaren. Bereits am 1. März 1708 hatte der Aachener Rath den Kaufleuten verboten, ihre Arbeitsleute und Tagelöhner mit Waaren zu bezahlen; dieses Verbot war aber seit der französischen Herrschaft fortgefallen. Ebenso verbreitet war das Trucksystem auf entlegenen Fabrikanlagen, Gruben und Hütten, wo es in ländlicher Einsamkeit anfangs keine Krämer und Schenkwirthe gegeben oder wo dieselben wucherische Preise genommen hatten. Da eröffneten manchmal die Unternehmer, anfangs oft in der wohlmeinendsten Absicht, ein offenes Ladengeschäft, verfielen aber bald in den gleichen Wucher. Gewöhnlich waren es aber nicht die grossen Fabrikanten, welche sich mit so kleinlichem Nebenerwerb befassten, sondern vielmehr die Werkmeister und Kassirer, welche ihre vorgesetzte Stellung dazu missbrauchten, die Arbeiter zur Entnahme von Waaren zu zwingen, welche diese dann zu Spottpreisen wieder veräussern mussten.

Es war ein braver Vikar, welcher zuerst im Jahre 1822 das Waarenzahlen im Kohlenrevier bei Kohlscheid geisselte, das damals mit den ausgesuchtesten Gewinn- und Zwangsmethoden betrieben wurde. Auch in Aachen wurden im Jahre 1830 dringende Klagen laut, welchen erst durch die Verordnung vom 9. Februar 1849 Rechnung getragen wurde. Jedoch hatte das Verbot des Waarenzahlens noch nicht ein Aufhören desselben zur Folge; vielmehr liefen aus allen Grubenbezirken Klagen von Kaufleuten und Schenkwirthen darüber ein, dass die Grubenbeamten ihren Kleinhandel fortsetzten; ähnlich war es in den Gegenden der Eisen- und Tuchindustrie, endlich auch in entlegenen Ortschaften, so z. B. in Malmedy. Nur den eifrigen Bemühungen des Fabrikinspectors war es zu danken, dass im Jahre 1858 mehrere Verurtheilungen stattfanden und eine Besserung erzielt wurde. Heute dürfte das Truckwesen seitens der Fabrikanten wohl kaum mehr vorkommen; wohl aber klagen die Arbeiter in Aachen ganz allgemein darüber, dass die Werkmeister auf den eignen oder fremden Namen offene Läden halten oder Schankwirthschaft betreiben und durch ihre Autorität die Arbeiter veranlassen, ihren Bedarf bei ihnen zu entnehmen. Eine Wiederherstellung des Gesetzes vom 16. November 1846, welches Fabrikanten wie deren Gehülfen den Schankbetrieb untersagte, scheint mir äusserst wünschenswerth.

Durch die Unterdrückung des Waarenzahlens gerieth der Arbeiter häufig aus dem Regen in die Traufe; die Krämer waren es nun, welche ihn in Schulden zu verstricken suchten und ihm dann jede Waarenqualität zu jeglichem Preise aufdrangen. In Stolberg z. B. werden die Arbeiter in dieser Weise ausgebeutet, und fragt man einen Hüttendirector, warum nicht Konsumvereine ins Leben gerufen werden, so heisst es: Kartoffeln kaufen wir selbst massenweise im Herbste ein und

verkaufen sie zu den Selbstkosten; mehr können wir nicht thun, sonst „verderben wir es“ mit den Kautleuten. Die Art des Waarenbezuges ist noch durchaus keine erledigte Frage. Nicht darum handelt es sich, ob der Fabrikant oder der Krämer den Arbeiter dabei übervortheilt, sondern darum, dass dieser gute Waaren zu angemessenen Preisen erhält und sich dabei an Baarkauf gewöhnt. Gegen Waarenwucher und Lottercredit bleiben die Konsumvereine doch noch die besten Mittel, wie die Erfolge im Saarbrücker Revier beweisen.

Eine andere Art, dem Arbeiter den verdienten Lohn zu verkürzen, war und ist noch bis auf den heutigen Tag die Anwendung falschen Maasses. In Aachen wird gewohnheitsmässig das Tuch auf der „Scheerkrone“ gemessen und nach der „Schmitt“ bezahlt; dieselbe enthält manchmal statt des Normalmaasses von 5 Brabanter Ellen eine halbe oder eine Elle mehr, und vergeblich drang in den 1850er Jahren der Gewerberath auf eine Aichung der Scheerkronen. Nach der Elle oder dem Meter wird selten bezahlt, und dann beklagen sich die Arbeiter, dass sie dabei noch mehr betrogen würden; erzählen sie doch von einem sehr frommen Fabrikanten, dass er unter Gebeten die ganze Nacht sich auf den Daumen klopfte, damit dieser einen breiteren Saum des Tuches beim Vermessen bedecke.

Oft nahmen die Fabrikanten sich gar nicht einmal die Mühe, auf krummen Wegen die Arbeiter zu übervortheilen; sie machten ihnen ganz brutaler Weise Abzüge am Wochenlohn und legten ihnen willkürlich hohe Bussen auf.

Wenn solche Missstände schon in gewöhnlichen Zeiten herrschten, so war bei schlechten Konjunkturen keinerlei Rücksichtnahme gegenüber den Arbeitern vorhanden; sie wurden entlassen und plötzlich der Lohn herabgesetzt ohne die übliche vierzehntägige Kündigungsfrist. Am meisten Aufsehen erregte die Affaire vom 17. März 1832, als ein Fabrikant 24 Feinspinnern erklärte, dass er ihren Lohn erniedrige; bei den nachfolgenden Streitigkeiten erwies es sich, dass höchstens 3 — 4 derselben, welche von 4 $\frac{1}{2}$ Uhr Morgens bis zur Dunkelheit arbeiteten, nur 2 $\frac{1}{2}$ — 3 Thaler wöchentlich verdienten; der Durchschnittserwerb betrug kaum 2, ein Zeitlang nur 1 $\frac{1}{2}$ Thaler.

Bei seiner elenden Gesamtlage erbitterten den Arbeiterstand diese fortgesetzten Betrügereien und Rücksichtslosigkeiten auf höchste. Dazu gesellte sich die blinde Wuth gegen die Maschinen, deren Einführung vielen Arbeitern die gewohnte Beschäftigung entzog. Aus Anlass der Vorgänge auf der belgischen Grenze gelangten am 30. August 1830 in Eupen wie in Aachen die Gefühle des Volkes zum Ausdruck, und in letzterer Stadt richtete sich der Angriff zuerst gegen diejenige Fabrik, welche das Verdienst gehabt hat, die erste Spinnmaschine dasselbst aufzustellen, die aber auch durch die Kombination

aller verhassten Maassnahmen die Wuth des Volkes auf sich gezogen hatte. Jedoch gelang es ihrem Besitzer, das Unheil von seinen Maschinen ab- und der Maschinenbauanstalt von Cockerell zuzuwälzen, welche zerstört wurde. Diese Ausschreitungen hatten wenigstens das Gute, dass sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf jene heillosen Zustände lenkten. In seltener Uebereinstimmung schlugen Handelskammer, Gewerbegericht (also die Fabrikanten selbst) und die Bezirksregierung eine Verordnung betreffend das Waarenzahlen, die Lohnabzüge, die Bussen und die plötzliche Lohnherabsetzung vor, und die letztere erklärte sehr zutreffend: die Arbeiter ständen schutzlos der Ausbeutung gegenüber und es handle sich darum, der Willkür und Habsucht einzelner Fabrikunternehmer gegen ihre Arbeiter Schranken zu setzen und das Vertrauen der arbeitenden Klasse auf den Schutz und die Fürsorge des Staates aufrechtzuerhalten, sowie dem nachtheiligen moralischen Eindrücke, den das Gefühl der Abhängigkeit beim Mangel wirksamen Schutzes gegen willkürliche Behandlung zu erzeugen pflegt, entgegenzuwirken. Die Staatsregierung in ihrer gewerbefreiheitlichen Verblendung allen Arbeiterverhältnissen gegenüber legte solche Mahnungen zu den Akten. Und sie hätte doch Veranlassung genug gehabt, dieselben zu beachten; denn am 5. September 1836 kam es wiederum in der erstgenannten Fabrik zu Unruhen, indem 120 Arbeiter, denen der Dienst plötzlich aufgekündigt war, in Verbindung mit den Zurückgebliebenen zwei Versuche machten, durch das Dach in die Fabrik einzusteigen, um Brand zu stiften, jedoch ohne Erfolg.

Die Gesetzgebung von 1845—1849 beseitigte im Wesentlichen alle jene kleinen Missstände der hausindustriellen Zeit, und auf den ersten Plan traten mit der Entwicklung des Fabrikwesens die Kinder- und Frauenarbeit, wie sie in dem Abschnitt über die Gladbacher Industrie eingehend geschildert werden soll, und die Lohnhöhe.

Eine dauernde Verbindung unter den Arbeitern, um Arbeitsbedingungen mit den Fabrikanten zu vereinbaren, hat nirgends existirt; die Versuche von christlich-socialer Seite, „Erwerbsgemeinden“ z. B. von 100—120 Webern, und von socialdemokratischer Seite, Gewerkschaften z. B. unter den Metallarbeitern zu gründen, sind von nur vorübergehender und völlig untergeordneter Bedeutung gewesen. Sogar ein nur momentanes Zusammengehen der Arbeiter zur Erzwingung höherer Löhne hat auf dem linken Rheinufer äusserst selten stattgefunden. In Eupen reichte 1850 der Einfluss des Revolutionsjahres noch so weit, dass die Weber Strikes zu unternehmen wagten. Sie stellten die Arbeit nicht alle auf einmal ein, sondern successive von Fabrik zu Fabrik; während die einen feierten, wurden sie von den andern unterstützt; fremde Weber wurden vertrieben. Die Strikes waren nicht alle durch höhere Lohn-

forderungen veranlasst; in einer Fabrik beantragten die Arbeiter die Entlassung eines missliebigen Werkmeisters; in einer andern weigerten sie sich, auf die Verlängerung der Arbeitszeit um eine Stunde einzugehen. Bei der Untersuchung der Arbeitseinstellungen gelang es nicht, den Nachweis zu führen, dass dieselben verabredete gewesen waren; die Arbeiter wurden freigesprochen, und die Strikes begannen von neuem. Weit grossartiger gestaltete sich die Arbeiteraussperrung im Jahre 1872. Damals hatten die Weber einer Fabrik eine Lohnerhöhung gefordert, waren aber barsch abgewiesen worden und hatten daher die Arbeit eingestellt. Da dieselben von ihren Genossen unterstützt wurden, fürchteten die Fabrikanten, dass das Spiel von 1850 wieder angehen würde und sie alle nacheinander zu Lohnerhöhungen gezwungen werden würden. Daher vereinigten sie sich und sperrten sämtliche Weber so lange aus, bis fünfzig derselben in der ersteren Fabrik sich wieder eingefunden hätten. So rasch wirkte aber der Hunger nicht auf die 4 bis 5000 Köpfe; sie erhielten Unterstützung aus der Umgegend; der christlich-socialer Arbeiterverein in Aachen ergriff lebhaft Partei für seine Mitbrüder, und aus Belgien bot die Internationale Geldmittel an, welche aber abgewiesen wurden. Endlich wurde ein Ausgleich gefunden.

In den übrigen linksrheinischen Städten haben keine bedeutenden Strikes der Textilarbeiter sattgefunden. In Gladbach waren die Pioniere des neuen Kampfmittels im Jahre 1868 die Färbergesellen, die ihren Strike aber nicht einmal völlig zu Stande brachten; im October 1871 wurde in mehreren Spinnereien und Webereien die Arbeit eingestellt, aber die Fabrikanten nahmen eine feste Haltung an, andere Fabriken nahmen die Feiernden nicht auf, und in ein paar Tagen kehrten sie zur Arbeit zurück. In Crefeld stellten im Jahre 1872 die Gesellen in verschiedenen grösseren Färbereien die Arbeit ein; in der einen bot die Veranlassung dazu das Widerstreben gegen einige Punkte der Fabrikordnung, in der andern das Verlangen, dass auch für die in die Woche fallenden Feiertage Bezahlung geleistet werden solle. Die Arbeitgeber waren unter sich nicht einig, und unter dem Drängen der Kaufleute, dass ihnen gegenüber die Verbindlichkeit zur Ablieferung der gefärbten Rohseide erfüllt werde, gaben sie nach. In Aachen waren es einzig die Maschinenbauer, welche, 400—500 an der Zahl, im Juli 1872 einen längeren Strike machten, welcher zu einem Vergleich mit den Fabrikanten führte.

Die Aachener Arbeiter sind sehr gegen die Strikes eingenommen, theils weil dem schwächlichen und feigen Volke jedes Gemeingefühl, jeder Korporationsgeist fehlt, theils weil sie einsehen, dass sie ohne eine feste Organisation und ohne grosse Reservemittel keine Forderung zu ihren Gunsten durchsetzen können, theils weil die Geistlichkeit die Arbeitseinstel-

lungen, namentlich soweit sie mit Vertragsbruch verbunden sind, für ein Unrecht hält und es dazu nicht kommen lässt. Der Kampf um die höheren Löhne und besseren Arbeitsbedingungen ist daher kein Massen-, sondern ein Einzelkampf, und sein Mittel ist der Vertragsbruch. Das Resultat dieses Guerrillakrieges ist fast das nämliche. Bei guter Konjunktur erschleichen die Arbeiter sich gute Löhne und ihr Uebermuth kennt keine Grenzen; beim Rückgange derselben sind sie ganz schutz- und wehrlos aller Willkür preisgegeben, und selbst bei offenbarem Unrecht wagen sie nicht, sich zu widersetzen; rafft sich einer auf und bittet seine Genossen, für ihn Zeugniß abzulegen, so begleitet ihn keiner, um seinen Verdienst nicht zu verlieren.

Bei einer solchen Organisationslosigkeit ist von einer Gleichmässigkeit in der Lage der Arbeiter keine Rede. Das hat sich während der kurzen Krisis von 1857 und dann im grossartigsten Maassstabe während der Jahre 1873—78 gezeigt. Ueber die kurze, aber heftige Krisis von 1857 liegt ein trefflicher Bericht¹⁾ des Fabrikinspectors vor. Es verdienten damals in den Tuchfabriken durchschnittlich pro Woche ein Scherer in Aachen 7,50 und in Düren 5,40 M., ein Spinner 9, bzw. 7,40 M., und zwar stand ein Fabrikweber keineswegs besser als ein Handweber und war auch nicht gleichmässiger beschäftigt. Bei solchen Löhnen konnten die Arbeiter kaum existiren. In Mariaweiler z. B. bezog ein Tuchscherer 90 Pfg. Lohn täglich; davon verbrauchte er bei einer Familie von vier Köpfen an 10 Pfund Kartoffeln zu Mittag und Abend und an Brot je 40 Pfg., an Heizung und Licht 8 und an Miete 2 Pfg. täglich; er konnte mit seinem Lohne also gerade nur das Allernothwendigste decken. Noch schlimmer waren die Zustände in Aachen, wo Lebensmittel und Miethen bedeutend theurer waren. Als Nahrung nahmen die Fabrikarbeiter fast ausschliesslich ein Stückchen Brot und sogenanntes Kaffewasser am Morgen, Mittag und Abend oder zur Abwechslung vielleicht einige Kartoffeln mit Oel zubereitet ein; daraus erklärt sich auch ihr scrophulöses Aussehen. Für Aachen war noch besonders zu bemerken, dass das Schwarzbrot, wie dasselbe zum Verkauf gelangte, demjenigen, welches im Arresthause gebacken wurde, an Qualität und Nahrungsfähigkeit um mindestens ein Drittel nachstand. Neben der spärlichen Kost wurde dann zum Branntwein gegriffen, und es bedurfte der schwache Körper einer sehr geringen Quantität, um arbeitsunfähig zu werden. Die Fabrikanten hatten natürlich gleichfalls weniger Bestellungen; einige verdienten auch so wenig, dass sie eben nur die Betriebs- und Amortisationskosten decken konnten. Das hatte aber in den meisten Fällen nichts zu sagen, da sie bei der vorhergegangenen

¹⁾ Ibidem 15, 38 und 15, 4.

günstigen Konjunktur jene ungläublichen Gewinne erzielt hatten, wie sie oben erwähnt worden sind. In der Regel bekümmerten sie sich um ihre Arbeiter gar nicht; wenn sie sich rühmten, billig Kartoffeln eingekauft zu haben, so lag das ja gleichfalls in ihrem eigenen Interesse, um die Lebenskosten zu erniedrigen; wenn sie auf Lager arbeiten liessen, so thaten sie es, um beim Eintritte besserer Konjunkturen statt Rohstoffe fertige und zu billigerem Arbeitslohn hergestellte Waaren vorräthig zu haben, für welche sie ja auch in der That im folgenden Jahre gute Preise erhielten. In der Regel liessen die Fabrikanten sich bei der Besprechung der Lage ihrer Arbeiter in Schimpfreden über dieselben ergehen und bekundeten keineswegs, dass sie geneigt waren, irgend ein Opfer zu ihrer moralischen und physischen Hebung zu bringen. Stellte der Fabrikinspector ihnen vor, dass ein Arbeiter mit 7—9 Groschen für zwölfstündige Arbeit kaum die nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten könnte, so lautete die Antwort in der Regel: „wenn sie mehr erhalten, so versaufen sie mehr“, oder „sie werden üppig“ oder „verlieren die Lust zum Arbeiten“. Ein rühmliche Ausnahme machte Pönsen in Gemünd, welche um so mehr anzuerkennen war, als er hohe Frachten für Kohlen und Waaren hatte. In seiner Drahtzieherei erhielt ein Arbeiter durchschnittlich 25 Groschen täglich, in der Eschweiler Drahtkompagnie nur 12 $\frac{1}{2}$ Groschen, wovon nach Erklärung des Directors die Arbeiter leben konnten: bekämen sie mehr, so würden sie „mehr verzehren“ und die Arbeit versäumen. Dieselbe Gesellschaft hatte 1857: 20 %, 1858: 15 % Dividende vertheilt.

III. Die Glanz- und Nothjahre 1870 — 1878 ¹⁾.

Die Glanzzeit, die Krisis und die Noth, — sie bilden das welthistorische Drama, anhebend in grossartigster Weise im Jahre 1870, den zauberischen Höhepunkt im Jahre 1873 erreichend und sein Ende findend in Schrecken und Vernichtung. Wer sind die Acteurs, die an demselben mitgewirkt haben? Wie zeigten sie sich dem Spiele gewachsen, zu dessen Theilnahme sie ein Zufall berief? Wie waren sie technisch dazu befähigt? Was sind es für wirthschaftliche, was für moralische Eigenschaften, welche sie besitzen?

Es ist der Arbeiterstand, dem von vielen Seiten die Mit-

¹⁾ Industriebericht von Göschen und Jahresberichte der Handelskammer. — Die Tabellen sind sämmtlich officielle und theils dem Werke von Göschen entnommen, theils von dem thätigen Chef der Armenverwaltung, Herrn Bürgermeister Dubusc, dem tüchtigsten Polizeicommissar des Regierungsbezirks, Herrn Möhlig, und Herrn Fabrikinspector Bielinski mit dankenswerther Bereitwilligkeit für mich zusammengestellt worden.